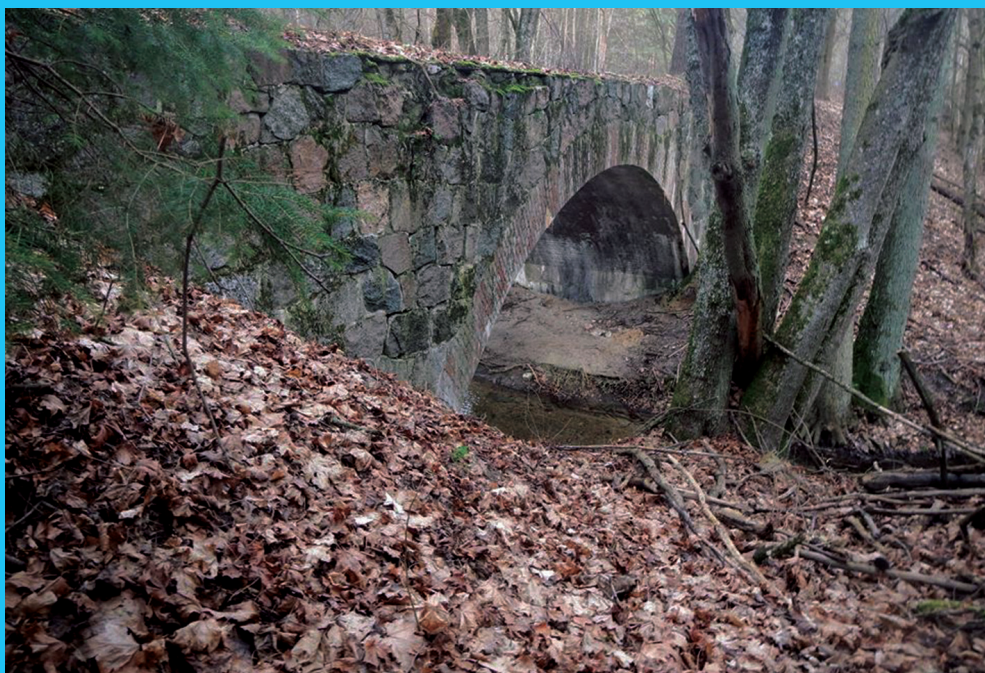


30. Jhg. APRIL 2020 Nr. 4 (377)

MASURISCHE STORCHENPOST



Piotr Szatkowski alias Psioter ôł Sziatków mit einem Exemplar des „Mali Princ“, dem von ihm ins Masurische übersetzte „Kleine Prinz“, vor dem Museum der Moderne in Allenstein, Foto: Uwe Hahnkamp S.6



Die Eisenbahnstrecke Rudczanny-Sensburg S.3
Foto: Ewa Dulna

Die Eisenbahnstrecke Rudczanny-Sensburg

Von Ewa Dulna

Im Jahr 1898 wurde auf Grundlage eines Beschlusses des preußischen Parlaments vom 3. Juli 1893, der Bau der Eisenbahnstrecke beendete, die Rudczanny mit Sensburg verband und Teil der Eisenbahnstrecke Rothfließ-Bischofsburg-Sensburg-Peitschendorf-Rudczanny war. Der Ausbau der Eisenbahn war höchstwahrscheinlich damit verbunden, dass in dieser Zeit Ostpreußen von russischer Seite bedroht war.

Der erste Bahnhof auf der Fahrt aus Richtung Rudczanny, war Alt Ukta. Der Bahnhof befand sich etwa einen Kilometer von der Ortschaft entfernt. Der Bahnhof bestand aus dem Stationsgebäude, einem einstöckigen Wohngebäude mit Wirtschaftsgebäuden, einem rechteckigen Fachwerkgebäude für die Bahnhofsbediensteten sowie einer weitreichenden Laderampe. Der Platz vor dem Bahnhof entstand während des Zweiten Weltkriegs. In dieser Zeit war in Alt Ukta ein Arbeitslager angesiedelt. Das aus drei Segmenten bestehende Stationsgebäude war – typisch für große masurische Bahnhöfe – aus rotem Backstein und mit Keramik-Dachziegeln erbaut. Überbleibsel der Bahnstrecke sind eine gesprengte Brücke sowie zwei Gebäude aus rotem Backstein zwischen Alt Ukta und Klein Schwignainen.

Der Bahnhof Kruttinnen war inmitten von Wäldern gelegen, zwi-

schen dem Forsthaus Kollogien und dem Kruttinner See. Von zwei Stationsgebäuden sind Überreste der Fundamente erhalten sowie Überreste der 70 Meter langen Laderampe. Vom Bahnhof führte ein Waldweg zum Kruttinner See, an dem das Restaurant „Murawa“ gelegen war. Von dort reiste man mit Booten zu den bekannten Kruttinner Kurorten und bewunderte dabei den schönsten Winkel Masurens.

Vom Bahnhof in Peitschendorf ist eines der zwei Stationsgebäude erhalten. Heute befindet sich dort das Amt der Gemeinde Peitschendorf. Auf den ehemaligen Bahndämmen wurde ein Radweg eingerichtet, der nach Sensburg führt.

Der Bahnhof in Wiersbau war an der Kreuzung der Chaussee Sensburg-Rudczanny mit der Landstraße zum Dorf. Das Stationsgebäude ist nicht erhalten, einzig der Grundriss der Bahnhofsfäche wird von einer Gruppe Bäume markiert. Dort befand sich ein einstöckiges Gebäude aus rotem Backstein, das von einem keramischen Satteldach bedeckt war. Beim Bahnhof war ein einstöckiges Wohngebäude errichtet worden, das direkt nach dem Zweiten Weltkrieg abgerissen wurde.

Die Ortschaft Nikutowen wurde nicht als Haltepunkt eingerichtet. Im Jahr 1898 wurden in geringer Entfernung voneinander zwei etwa 20 Meter lange, große Eisenbahnbrücken mit je einem Joch über die kleinen Bäche geschlagen worden. Beide Brücken wurden im Januar 1945 zerstört.

Die letzte Haltestelle war Sensburg.

Die Gleise, die Mehrzahl der Stationsgebäude und die Brücken in

Alt Ukta sowie Nikutowen wurden nach Ende des Zweiten Weltkrieg gesprengt sowie abgerissen.

Bibliographie:

S. Jasiński, A. Żywicznyński: „Węzeł kolejowy w Pisz” [in: „Znad Pisy” 2002].

M. Orłowicz: „Ilustrowany przewodnik po Mazurach Pruskich i Warmii”.

Richticnie zidzi szie tlo сэrcэм / Man sieht nur mit dem Herzen gut

Von Uwe Hahnkamp

Am 18. Januar organisierte das Museum der Moderne des Städtischen Kulturzentrums in Allenstein einen Masurischen Tag. Unter anderem berichtete Piotr Szatkowski alias Psioter ôł Sziatków, der sich seit Jahren für die masurische Sprache einsetzt, von seiner masurischen Übersetzung des „Kleinen Prinzen“ und weiteren Bemühungen zum Erhalt des Masurischen.

Die schwierigste Frage gleich zu Beginn: wer sind die Masuren, wie definierst Du sie?

Das ist wirklich schwer zu sagen. Die Masuren und ihre Sprache sind Vertreter einer Kultur „dazwischen“, zwischen deutsch und polnisch, slawisch und germanisch, mit Einflüssen aus Masowien, von Siedlern aus Salzburg, Hugenotten aus Frankreich und Religionsflüchtlingen aus Russland, mit Spuren der alten Pruzzen. Aus und dank dieser Mischung entstand etwas Eigenes, Regionales, noch dazu mit verschiedenen Variationen.

Mit welchen Schwierigkeiten hatte die masurische Sprache zu kämpfen?

Auch die Sprache war etwas „dazwischen“ und entstand im 15./16. Jahrhundert unter dem Einfluss der verschiedenen Siedler, mit Lehnworten aus dem Deutschen und Polnischen, und einer sehr weichen Aussprache. Noch bis Ende des 19. Jahrhunderts fühlten sich die Masuren, die zu 80% auch masurisch sprachen, ebenso wie ihre Sprache – „im Grenzland“. Vor allem wegen des niedrigen Prestiges des Masurischen im deutschen Reich – schon

deutlich vor dem Zweiten Weltkrieg galt es als Sprache der alten Menschen und als rückständig – wurde es später immer weniger gesprochen, die Masuren assimilierten sich sprachlich. Denn wer etwas werden wollte im Heer, in der Verwaltung, als Lehrer, musste Deutsch sprechen und brachte die Sprache auch seinen Kindern bei.

Und nach dem Zweiten Weltkrieg?

Es gab nach Professor Sakson drei Gruppen masurischer Herkunft: der größte Teil identifizierte sich mit der deutschen Kultur, ein zweiter mit der polnischen, und der dritte suchte dazwischen einen Mittelweg. Nach der Flucht zum Kriegsende kam die Verifizierung mit der für die Masuren im Grunde unmöglichen Entscheidung für die polnische oder deutsche Nationalität, statt Ausgrenzung durch deutsche Mitschüler als 'Polacken' gab es Schikane durch polnische Kameraden wegen ihres deutschen Akzents, und in den 70er Jahren dann auch noch die massive Auswanderungswelle. Jetzt sind noch etwa 10.000 Masuren übrig, laut Volkszählung 1.350.

Erst heute, in den herrschenden „zivilisierteren“ Zeiten, versuchen wir das zu ändern. Ich glaube nicht, dass die masurische Sprache in den Alltag zurückkehrt und verbreitet benutzt werden wird. Aber den Menschen sollte bewusst sein, dass es sie gegeben hat und gibt. Wir wollen zeigen, dass sich jemand um sie kümmert, sie zum Wissen um unsere Region gehört, und dass man wenigstens ein paar Worte auf Masurisch kennen sollte.

Viele Worte sind wegen dialektologischer Arbeiten Anfang der 50er Jahre bekannt. Warum haben diese so gut funktioniert?

Vor allem gab es in jener Zeit noch in jedem der einige Hundert bereisten Dörfer masurische Familien, also viele Menschen, die Masurisch sprachen, heute gibt es in den meisten Dörfern niemanden mehr. Die Masuren als einfache Menschen wiesen

keine Ankömmlinge ab, die sich einfach unterhalten wollten. Die jungen Forscher und die Einwohner Masurens haben es trotz der Traumata aus dem Krieg auf beiden Seiten geschafft, durch Offenheit, durch gegenseitiges Verständnis die Barrieren zu überwinden. Es war tatsächlich der letzte Moment für diese Forschung. 20 Jahre später wäre das nicht mehr möglich gewesen. Die jungen Menschen, die kamen, hatten zwar die Gewalt, die den Polen angetan worden war, im Hinterkopf, aber sie verstanden auch, dass sie zu einer Gesellschaft kamen, die nicht viel zu sagen hatte, dass es einfache Leuten, Bauern waren, die dafür schikaniert wurden, dass sie auf ihrem Land geblieben waren. Das wiederum verband sie, und änderte auch das Denken der Studenten. Solche Begegnungen zwischen verschiedenen Menschen wären auch heute gut, um so manchen Hass zu überwinden.

Apropos Hass – begegnen Sie in Ihrem Einsatz für das Masurische im Alltag oder im Internet auch heftigen negativen Reaktionen?

Ja, aber zum Glück nicht sehr häufig. Das geschieht eher vereinzelt, aber wenn, dann sind sie ziemlich scharf. Es kommen Personen von sehr nationalistischen Ansichten vor, sowohl von polnischer als auch von deutscher Seite, denen meine Arbeit nicht gefällt. Ich zeige, dass unsere Region etwas Gemischtes, etwas „dazwischen“ war. Das passt weder zur Narration, dass sie ewig polnisch war, noch zu der, dass hier alles super deutsch war. So hat das früher einfach nicht funktioniert, die meist grünen Grenzen waren offen, es gab Land zu besiedeln und Menschen kamen aus vielen Staaten hierher. Für die einen Kritiker will ich die Masuren polonisieren, für die anderen bin ich ein „deutscher Helfershelfer“.

Und wie reagieren die „alten“ Masuren auf Ihre Initiativen?

Es kommen Missverständnisse vor. Ältere Masuren, die ihre Kultur quasi als eine der letzten Bastionen begreifen, haben manchmal kein

Verständnis dafür, dass sich jeder mit dieser Kultur beschäftigen kann, sich gewissermaßen masurisch fühlen kann. Einige meinen, dass nur sie das Recht haben, diese Kultur zu kultivieren und darüber zu entscheiden. Die jungen Masuren sind offener und es gibt viele Menschen, die hier in der dritten, vierten Generation leben und sich dafür interessieren, wie die Region eigentlich ist, die sie als ihre Heimat sehen. Andere Gegenden kennen sie nicht, sowenig wie ich die früheren polnischen Ostgebiete, aus der meine Familie stammt. Ich war überrascht, dass ich auch Wurzeln in Masuren habe, doch auch ohne sie hätte ich mich für die masurische Kultur interessiert, denn das ist mein Platz auf der Welt.

Wie sieht Ihre Arbeit heute aus?

Wir versuchen, die Tradition mit der Moderne zu verbinden. Wenn wir das Masurische nur in einem Freilichtmuseum einschließen, dann hat es keine Zukunft. Es gibt unsere Zeitschrift „Cech“ zur masurischen Kultur, eine Fibel zum Masurisch lernen von Anfang an, wir übersetzen bekannte Lieder ins Masurische. Unser Kollege Kuba Kowalski, der sich selbst Masurisch beigebracht hat, hat sogar die Einführung von „Pan Tadeusz“ übertragen. Man sieht, auch das ist möglich. Wir tauschen uns im Internet zu Worten aus, die wir gefunden haben, sprechen am Telefon und im Chat Masurisch. Es gibt ein deutsch-masurisch-polnisches Wörterbuch von Günter Donder aus Lyck, es gibt den Versuch des Schriftstellers Erwin Kruk, der sogar ein Internetwörterbuch begonnen hat. Aus den oben erwähnten dialektischen Forschungen entsteht seit Jahren ein Wörterbuch des Osteroder Dialekts, das inzwischen beim Buchstaben R angekommen ist.

Sie haben Antoine de Saint-Exupérys „Kleinen Prinzen“ ins Masurische übersetzt. Warum?

Das ist ein wichtiges Buch für mich, das erste aus meiner Kindheit. Alle paar Jahre kehre ich zu ihm zurück und verstehe es immer wieder anders. Das Buch ist sehr populär, es ist relativ

einfach geschrieben, was die Übertragung ins Masurische und das Verstehen der masurischen Version einfacher macht. Außerdem war von Vorteil, dass der Autor über 70 Jahre tot ist, das Buch also gemeinfrei ist. Überwogen haben aber eindeutig persönliche Gründe. Es war mein Traum, gerade dieses Buch zu übersetzen.

Welche Pläne haben Sie noch?

Das Übersetzen von weiteren Liedern und Computerspielen. Eines habe ich übersetzt, das ist bereits etwas älter, war aber von der Seite der Informatik ziemlich einfach. Wir wollen das masurische Swift-Key für Smartphones verbessern, das bereits funktioniert. Das Einbringen von neuen Worten und Formulierungen ist wichtig, weil viele Nutzer so über das Lesen nicht nur die Schreibweise lernen, sondern auch den Wortschatz erweitern. Ein Plan ist ein Internet-Wörterbuch, das ähnlich wie Google-Translator funktioniert. Ich kenne Personen, die das mit Schlesisch gemacht haben, es geht also. Das ist aber ein langfristiges Ziel. Außerdem wünsche ich mir, dass sich nicht nur virtuell Gruppen zum Masurisch-Lernen zusammenfinden, sondern mit Unterstützung der Fibel für Masurisch auch in der realen Welt.

„CHARLATAN“ – AGNIESZKA HOLLANDS NEUER FILM

Von Arkadiusz Łuba

Aufgrund der Corona-Pandemie erlebt die Welt beinahe einen kulturellen Stillstand. Die gesamten kulturellen Veranstaltungen, Events, Konzerte, Theaterspiele, Buchmessen und Podiumsdiskussionen bleiben auf unbestimmte Zeit verschoben. So auch Kinostarts. Ob die für den Herbst geplante Polenpremiere von Agnieszka Hollands neuem Film „Charlatan“ stattfindet, ist derzeit noch ungewiss. Seine Weltpremiere feierte der Film in der Sektion Berlinale Special im vergangenen Februar. Arkadiusz Łuba hat den Film schon bei den diesjährigen Internationalen Filmfestspielen Berlinale gesehen.

„Immer wieder gerne gesehen. Eine große Freude, sie hier zu haben. Nach „Mr. Jones“ jetzt mit „Charlatan“ hier. Herzlich willkommen!“ – so wurde Agnieszka Holland bei der Pressekonferenz zu ihrem neuem Film begrüßt. Die Regisseurin scheint eine beliebte und gern gesehene Persönlichkeit in Berlin zu sein. Was während der Pressekonferenz zu ihrem neuen Film „Charlatan“ ausgesprochen wurde, bestätigte auch der künstlerische Leiter des Filmfestivals Carlo Chatrian. Er fühle sich persönlich geehrt, dass Holland seine Einladung für die 70. Ausgabe der Berlinale angenommen habe. Sie spiele für ihn eine Hauptrolle in der Film- und Berlinalegeschichte: „Das ist ein ausdrucksstarker Film,

sowohl was das Visuelle als auch das Schauspiel angeht. Er erzählt eine Geschichte, die nicht nur mit Polen, sondern mit dem gesamten ehemaligen Ostblock zu tun hat“, so Chatrian wörtlich. In dem Film geht es um die Nachwirkungen des zweiten Weltkriegs. Der Hauptcharakter ist eine ziemlich facettenreiche Persönlichkeit. Es ist ein außergewöhnlicher Heiler, der besondere Beziehungen zu der Regierung hält. Er wird von der Regierung geduldet, was sich dann allerdings mit deren Wechsel auch ändert. Er ist eine spezielle Figur in dem Film, durch die man das gesamte System wahrnehmen kann. „Der Vorteil des Films ist, dass durch das Individuelle das Universelle sehen kann. Das kann besonders interessant für die junge Generation sein und Verbindungen mit dieser Art von Geschichte schaffen“, so Chatrian weiter.

Auf die Frage, wie sie das schaffe, zwei abendfüllende Filme in zwei nacheinander folgenden Jahren zu drehen, antwortete Agnieszka Holland: „Es ist so, dass ich in der Zwischenzeit auch an Serien beteiligt bin und auch noch gesellschaftlich aktiv bin. Das heißt, ich mache diese Filme während ich schlafe. Ich komme während man schläft, kommt man auf die besten Ideen“.

Doch mit einem Traum hatten sowohl „Mr. Jones“ von vor einem Jahr, als auch der neue „Charlatan“ nichts zu tun. Es geht vielmehr um Erinnerung und Geschichte. Holland schaue nicht auf eine lineare Art und Weise auf die Geschichte. Es sei nicht so, dass es etwas gegeben hat und dann sei es im Wachs stecken geblieben. Für Holland ende nichts. „Es gibt Elemente in Perioden in der Geschichte, die auf eine bestimmte Art und Weise mythologisiert werden, sie werden Teil unseres Hier und Jetzt und beeinflussen die Gegenwart. Sie können die Gegenwart auch vergiften“, sagte

Holland. Man sehe es jeden Tag, wie sich bestimmte gesellschaftlichen, politischen und zwischenmenschlichen Mechanismen wiederholen und wie sie unser Bewusstsein beeinflussen. „Wenn man historische Filme dreht, kann man bestimmte Dinge im helleren Licht sehen, da man frei von den alltäglichen Details ist“, so Holland weiter.

Der Titelheld von „Charlatan“, Jan Mikolášek ist ein tschechoslowakischer Wunderheiler. Der Blick durchs Uringläschen genügt, um eine Patientendiagnose zu stellen. Mit dem Ruhm kommt auch der Reichtum. Die Regime des Nationalsozialismus und des Kommunismus beschützen und benutzen ihn. Er hilft, wo das System versagt. Doch in den Jahren des Poststalinismus werden die politischen Verhältnisse unberechenbar. Mikolášeks Sonderstatus gerät in Gefahr. Gemeinsam mit seinem Assistenten František wird der Scharlatan auf die moralische Probe gestellt. Auf Grundlage der Biografie von Jan Mikolášek erkundet Agnieszka Holland erneut den Konnex von Privatem und Politischem, den Zusammenhang zwischen den Zeitläufen und der Geschichte eines unkonventionellen Individuums.

Doch viel mehr ist der Film eine tragische, berührende Liebesgeschichte. Holland las sie als eine Quall und als ein Kampf zweier Menschen, die nicht zusammen sein können: „Was ich an der Geschichte so mochte, war, dass es so ein intimer Film ist, der gleichzeitig eine epische Ebene hat. Der Kern ist hier das Geheimnis, das die beiden Männer teilen“.

Juraj Loj, der Mikolášeks Assistenten und Liebhaber František spielt ergänzte, man könnte diesen Film nur so machen, so einfühlsam und menschlich, wie es Holland gemacht hat. Die Drehbuchautoren, Marek Epstein und Jaroslav Sedláček, hätten das

Drehbuch sehr gut geschrieben. Eine andere Herangehensweise hätte hier nicht funktioniert: „Für mich war es sehr wichtig, dass mein filmischer Partner und ich während der Dreharbeiten Freunde geworden sind. Beim Spielen konnten wir von dieser Freundschaft ganz natürlich in diese Liebesbeziehung rüberkommen“, so Loj weiter.

„Charlatan“ setzt sich mit vielen Facetten der Liebes-, politischen und gesellschaftlichen Geschichte auseinander. Doch das wäre zu flach, ein Film über Geschichte, ohne die aktuellen Bezüge zu drehen. Angesichts der neuen national-konservativen Geschichtsschreibung in Polen scheute Agnieszka Holland keine Kritik: „Es ist tatsächlich leider so, dass wir in Zeiten leben, in denen die Regierung die Menschen mit Lügen und mit Vereinfachungen füttert, was die Geschichte angeht. Und ich finde, eine Vereinfachung ist auch eine Lüge. Auch wenn manche Fakten beibehalten, diese dann verdreht und auf ein schwarz-weißes Bild reduziert werden, verfälscht schon die Realität. Mein Film ist kein strikte politischer Film, aber er zeigt, dass alles sehr kompliziert ist entgegen dessen, was autoritäre Mächte zu behaupten mögen“.

Man bleibt gespannt, wie der Film in Polen aufgenommen wird. Bis dahin ist aber erstmal Geduld und DVD-Sichten angesagt.

„Verschwindende Klimas Masurens“

Von Ewa Dulna

Die Photo-Ausstellung „Verschwindende Klimas Masurens“ von Waldemar Bzura, deren offizielle Eröffnung am 26. Februar im Gemeindezentrum für Kultur, Sport und Erholung PEGAZ in Peitschendorf stattfand, versetzt die Besucher in die masurischen Dörfer im Grenzland der Gemeinden Peitschendorf und Rudczanny-Nieden sowie Masuren und dem kurpischen Gebiet, deren Multikulturalität ihre Widerspiegelung in der Urbanistik, Architektur, den Bräuchen sowie der lokalen Kunst fand.

Die schwarz-weißen Bilder zeigen das alltägliche Leben der Einwohner der Dörfer Kruttinnen, Liebenberg oder Eckertsdorf innerhalb einiger Jahrzehnte Ende des 20. Jahrhunderts. Unter vielen photographischen Exponaten befinden sich Originalbilder, auf denen das idyllische Leben im Herzen Masuren, d.h. Kruttinnen, gezeigt wird, mit dem Waldemar Bzura seit seiner Geburt verbunden ist

Waldemar Bzura ist ein Mensch mit vielen Leidenschaften, und die Naturphotographie ist sein wichtigstes Hobby. Seit vielen Jahren verewigt er in Bildern die Schönheit der masurischen Natur. Seine Arbeiten publiziert er in vielen Naturzeitschriften, Reiseführern und Bildbänden. Er ist Teilnehmer und Preisträger vieler Ausstellungen im In- und Ausland. Im Alltag ist er Mitarbeiter des Masurischen Landschaftsparks, in dem er sich unter anderem

mit der Photo-Naturdokumentation befasst.

Er ist langjähriges Mitglied des Verbands der Polnischen Naturphotographen, Region Ermland-Masuren, sowie ordentliches Mitglied des Photoklubs der RP (AFRP).

Krönung seiner bisherigen naturphotographischen Aktivität waren zahlreiche Auszeichnungen und Preise. Im März 2008 erhielt Waldemar Bzura den Preis des Marschalls der Woiwodschaft Ermland-Masuren und des Woiwodschaftsfonds für Umweltschutz und Wasserwirtschaft in Allenstein „Freund der Umwelt von Ermland und Masuren“ in Anerkennung des Schaffens ungewöhnlicher Photographien, die die Schönheit und den Reichtum der natürlichen Umwelt präsentieren, sowie der Promotion der Region Ermland-Masuren in den Ländern der Europäischen Union.

Im Jahr 2010 erhielt er das Ehrenabzeichen für Verdienste für die Woiwodschaft Ermland-Masuren.

Eine sehr bedeutende Auszeichnung erhielt er im Dezember 2018 im Rahmen der Eröffnung der Ausstellung „Tote Natur in der Photographie“ in Tschenstochau – „Für Verdienste für die polnische Photographie“ zum 100. Jahrestag der Erlangung der Unabhängigkeit durch Polen.

Er ist Autor der Bildbände „Mazury. Cztery pory roku“ (Masuren. Vier Jahreszeiten), „Mazury. Skarby przyrody i architektury“ (Masuren. Schätze der Natur und Architektur), „Mazury. Między niebem a wodą“ (Masuren. Zwischen Himmel und Wasser), „Dolina Rospudy“ (Das Tal der Rospuda), „Warmia i Mazury“ (Ermland und Masuren), „Mazurski Park Krajobrazowy“ (Der masurische Landschaftspark, 2008 und 2011) sowie „Kajakowe szlaki Świę-

togo. Wędrówka śladami Jana Pawła II“ (Kajaktouren eines Heiligen. Eine Wanderung auf den Spuren von Johannes Paul II.).

Die Naturphotographien von Waldemar Bzura fanden Eingang in einige kollektive Bildbände, u.a. „Galeria Natury“ (Galerie der Natur), das im Jahr 2000 vom Polnischen Ölkonzern ORLEN herausgegeben wurde, „Mistrzowie Polskiego Pejzażu“ (Meister des polnischen Landschaftsbilds), „Polska Czerwona Księga Roślin“ (Das polnische rote Buch der Pflanzen), „Warmia i Mazury“ (Ermland und Masuren) von Erwin Kruk und „80 lat Lasów Państwowych“ (80 Jahre staatliche Wälder).

Die Ausstellung „Verschwindende Klimas Masurens“ kann man im kommenden Jahr besichtigen.

Ein Vater, ein Sohn und die große Reise des Lebens

„Das Ende ist mein Anfang“ Japan

von Tiziano Terzani

Als der Journalist und Schriftsteller Tiziano Terzani spürt, dass er nicht mehr lange zu leben hat, setzt er sich noch einmal mit seinem Sohn Folco zusammen — um gemeinsam mit ihm zurückzublicken auf ein reiches Leben und um bewusst Abschied zu nehmen. Ein wunderbares Gespräch über das Wagnis der Freiheit, über Mut, Liebe, Krankheit und Trauer, über die Vergänglichkeit, Momente der Schönheit und darüber, wie man lernt loszulassen.

FOLCO: Merkwürdig. Na ja, reden wir also über deine Zeit in Japan.

TIZIANO: Eines muss ich gleich sagen: Japan war für mich ein totales Scheitern, vielleicht das einzige in meiner ganzen Karriere. Das ging schon mit der Sprache los. Natürlich konnte ich kein Japanisch, und so bat ich den SPIEGEL, erst einen Sprachkurs besuchen zu dürfen. Ich ließ euch drei in Hongkong, fuhr zunächst allein nach Tokio und absolvierte einen dieser Intensivkurse, nach denen du entweder die Sprache kannst — oder du bist ein hoffnungsloser Fall.

Ich konnte danach kein Japanisch. Vielleicht war ich schon zu alt, denn Sprachen sollte man in jungen Jahren lernen. Ich hatte das dumme Gefühl, mein Verstand gleiche einem vollen Wassereimer: Immer wenn ein bisschen Japanisch hinzukam —schwapp! —, floss ein bisschen Chinesisch hinaus, und dagegen sträubte ich

mich. Das erschien mir wie Verrat. So habe ich also nie wirklich Japanisch gelernt.

Es ging mir wie dem Historiker Gaetano Salvemini, der in Amerika Englisch lernte und auf eine Frage nach seinen Fortschritten sagte: „Allmählich beginne ich zu verstehen, was ich selber sage.“ Doch in einem Land zu leben, dessen Sprache man nicht beherrscht, schränkt einen ungeheuer ein. Das ist, als würde man humpeln.

Das war meine erste Niederlage.

In jener Zeit wohnte ich in einem kleinen ryokan, einem hübschen, altmodischen Hotel mit einem Bambusrohr im Garten, aus dem nach altem Brauch Tag und Nacht Wasser plätscherte. Ich schlief auf einem Tatami und wollte nun Japaner werden. Es war eine perfekte Umgebung, um mich zu japanisieren, und doch ging mir alles gegen den Strich.

Schon bald wurde mir klar, dass ich mit der Wahl Japans den größten Fehler meines Lebens begangen hatte. Ich hatte jahrelang in einer Kultur der Größe gelebt, weißt du? Denn du kannst über China sagen, was du willst, aber dort war alles groß! Die Chinesische Mauer war groß, das Land war groß, seine Kultur war groß und seine Tragödie auch; es hatte unter großen Hungersnöten und großen Verbrechen gelitten, die Menschen hatten einen großen Geist, kurz, alles dort war groß gewesen.

Und auf einmal befand ich mich in einer Kultur des Kleinen, des Details. Und das war ein Schock.

In Japan liegt die Vollkommenheit im Detail. Wenn dir im Restaurant eine Schale mit einfachem Reis gebracht wird, thront in der Mitte eine wunderschöne rote Kirsche, wie auf der japanischen Flagge.(...) In Japan hingegen ist alles raffiniert, von den Figuren, die die Kinder aus Papier ausschneiden, bis zu den Verbeugungen

der Frauen. Aber es ist eben auch alles klein.

Schon bald fiel mir auf, dass es mir einfach nicht gelingen wollte, Freundschaft zu schließen. Dabei hatten wir in China jede Menge Freunde gehabt. Die Japaner aber, die ich kennenlernte, existierten nicht als Individuen; sie stellten die Rollen dar, die sie in der Gesellschaft verkörperten. Nie bist du wirklich du, nie bist du Tiziano Terzani; du bist immer nur der Journalist der Sowieso-Zeitung. Daher die enorme Bedeutung der Visitenkarten. Hast du keine, existierst du nicht, denn du bist nur das, was auf deiner Visitenkarte steht.

Dazu fällt mir eine Geschichte ein, die mir ein französischer Diplomat erzählt hat. Er lebte seit vier oder fünf Jahren in Tokio, sprach relativ gut Japanisch und war eng mit einem Funktionär des Außenministeriums befreundet, der für die Beziehungen zu Frankreich zuständig war. Zunächst hatten die beiden beruflich miteinander zu tun gehabt, doch dann hatten sie begonnen, sich auch privat zu treffen. Eines Tages rief der Japaner den Franzosen an und sagte: „Ich wollte mich von dir verabschieden. Ich bin in ein anderes Büro übergewechselt und werde mich in Zukunft um ein anderes Land kümmern. Wir werden uns also nicht mehr sehen.“ Verstehst du? Als er die Verantwortung für Ozeanien oder sonst wo bekam, rief er an und teilte dem anderen mit, ihre Freundschaft sei nun vorbei!

Ist das nicht merkwürdig? Auch ich habe ähnliche Geschichten erlebt. Überleg mal, was das für deinen Vater hieß, so gesellig, wie ich bin, stets bereit, überall meine Nase hineinzustecken. In Japan war das unmöglich. Nie luden die Japaner einen zu sich nach Hause ein, höchstens in ein elegantes Restaurant.

Nur einen einzigen Freund habe ich in Japan gefunden, Otomo.

„O-tomo“ heißt „großer Freund“. Und weißt du, warum? Weil er — ein Trinker, der sich allen Regeln entzog, der sich nachlässig kleidete wie ein französischer Existenzialist, ein hochintelligenter Mann, aber ohne feste Arbeit — zum Ausschuss dieser ganzen Maschinerie gehörte. Mit ihm Freundschaft zu schließen war möglich, weil er vom System ausgesondert worden war. Otomo war mein einziger Freund in Japan, mit ihm habe ich mehrere Reisen unternommen.

FOLCO: Was die Welt so faszinierte, als wir Mitte der achtziger Jahre nach Japan kamen, war der unglaubliche technische Fortschritt des Landes.

TIZIANO: Stimmt, Japan hatte sich rasant entwickelt.(...)

Ich begann, meine üblichen Geschichten zu schreiben. In einer behauptete ich, wer in Japan leben wollte, müsste lernen, mit Maschinen zu sprechen. Wenn du dir nachts am Automaten ein Bier ziehen gingst, sagte er dir, wie viel Geld du hineinstecken solltest! Wenn du in ein Geschäft tratest, erklang eine elektronische Stimme: „Guten Tag, herzlich willkommen, einen Moment, ich bin gleich für Sie da ...“ Heute gibt es das überall, aber damals — schließlich kam ich aus dem postmaoistischen China — warf es mich um. Die Japaner redeten zwar nicht mit einem, aber dafür taten es ihre Maschinen!

Die Modernität war dabei, alles zu zerstören. Als wir in Japan waren, sahen wir die Bulldozer jeden Tag ganze Straßenzüge niederwalzen. Das alte Tokio mit den kleinen Häusern, die ihm Leben verliehen hatten, wurde gnadenlos abgerissen, um Bürotürme zu bauen, und die Bewohner wurden in trostlose Vorstädte vertrieben. Überleg mal, was das heißt, in einer Stadt aufzuwachsen, in der es keine Anhaltspunkte mehr gibt!

POLCO: Du suchtest damals nach einem alten japanischen Holzhaus für unsere Familie, nicht wahr? Mit Fenstern aus Reishäusern und Tatamis auf dem Boden.

TIZIANO: Ja, aber ich fand keines. Wir zogen schließlich in ein modernes Häuschen, das uns einigermaßen zusagte. Es gehörte einem alten Botaniker, einem Freund des Kaisers Hirohito. Aus den Fenstern blickte man auf einen wunderschönen Garten voller Büsche und alter Palmen, die der Professor im Laufe seines ganzen Lebens angepflanzt hatte. Nach drei Jahren starb er, seine junge Frau verkaufte den Garten, und eines Tages kam eine Mannschaft von Arbeitern mit Elektrosägen und Bulldozern, um alles abzuholzen und an Stelle des Gartens einen Parkplatz anzulegen.

Das war Japan!

FOLCO: Und wie ging es dir dabei? (...)

TIZIANO: Genau. Für mich jedoch, den die Frage interessierte, ob die alten Kulturen eine gesellschaftliche und wirtschaftliche Alternative für unsere westliche Welt darstellen konnten, war Japan genau das Gegenteil von dem, was ich suchte, denn es war die getreueste und erfolgreichste Kopie des westlichen Systems. Eine Kopie, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg sogar noch selbst übertraf, als das Land nach der Niederlage anfang, seine Fabriken nach dem Modell des amerikanischen Taylorismus — in zugespitzter Form — wieder aufzubauen.

Interessant, diese Geschichte der Verstaatlichung, oder? Wenn du die alten Japaner zu bestimmten Feierlichkeiten in ihrem Kimono oder yukata siehst, denn ansonsten tragen sie Anzug und Krawatte, hast du eine Ahnung davon, wie anders Japan früher ausgesehen haben muss ...

FOLCO: Warum eigentlich?

TIZIANO: Die Japaner glaubten, ihre Seele gerettet zu haben, indem sie sich einen westlichen Anstrich gaben. Das ist der Grund, warum sie immer sagten: „Ihr werdet uns nie verstehen.“

VOLCO: Weil sie im Grunde ihres Herzens Japaner geblieben sind?

TIZIANO: Weil sie glaubten, es zu bleiben.

Von Wirtschaft verstand ich nichts. Und mich interessierte wich nicht, ob die Japaner mehr oder weniger Fernseher verkauften. Mir ging es um die Menschen, die diese Fernseher produzierten, und dieser Aspekt des modernen Japan war der reinste Wahnsinn.

Von Anfang an hatte mich tief getroffen, was für ein schreckliches Leben diese armen Japaner führten. Die asiatische Ausprägung der Moderne, für die ich mich interessierte, war schlicht, weg Furcht erregend. In den Firmen und Fabriken herrschten innvorstellbare Arbeitszeiten. Um zwanzig Uhr machten die Bankangestellten Feierabend, aber nicht etwa, um nach Hause züi gehen, nein: Sie gingen mit ihren Kollegen noch bis Mitternacht etwas trinken, um über ihre Arbeit zu sprechen! Sie hatten keine Sekunde Freiheit. Und alles in einem Tempo — verheerend! Die Shinkansen, diese Hochgeschwindigkeitszüge, brachten die Pendler in einer Stunde von weit draußen bis ins Zentrum der ,Städte ...

All das zeigte mir, dass die japanische Gesellschaft in ihrer Nachahmung des Westens über den Westen bereits hinausgeschossen war und ein Wirtschaftssystem hervorgebracht hatte, (las den Menschen meiner Ansicht nach grundlegend entmensch, lichte und, wie ich fürchtete, auch für Europa schlimme Folgen haben konnte. Um ehrlich zu sein, konnte ich mir damals allerdings nicht vorstellen, dass diese Art von Leben auch uns erreichen würde. Doch genau das ist geschehen, und zwar im Handumdrehen. Das liegt an

der Globalisierung, bei der wirtschaftliche Oasen nicht vorgesehen sind. Bist du Teil eines gemeinsamen, freien Marktes, musst du mit allen konkurrieren, die schneller und billiger produzieren können als du. Und darin waren die Japaner unschlagbar.

Damals schien es mir unmöglich, dass Europa wie Japan werden könnte, der Mensch auch bei uns auf ein Rädchen im Getriebe reduziert. Heute, fünfzehn Jahre später, finde ich alles, was mich in Japan damals so erschütterte, vor meiner Haustür wieder.

FOLCO: Zum Beispiel?

TIZIANO: Die kleinen Geschäfte schließen und überlassen das Feld den Supermärkten; Fabriken verschwinden, weil die Wirtschaft sich ändert; die Menschen müssen mit einem immer schnelleren Arbeitsrhythmus fertig werden, leben in immer kleineren Behausungen, sind immer einsamer und entfremdeter. Heute ist das auch bei uns so.

FOLCO: Was dich beschäftigte, war also nicht nur die japanische Gesellschaft, sondern auch die Frage, wohin die ganze Welt steuerte?

Japan war unglaublich hart für mich. Im Grunde begann dort meine Depression, die dann die Triebfeder für alles Spätere wurde.

VOLCO: Deine Krise in Japan kommt daher, dass ...

TIZIANO: ... ich keine Alternative mehr sah.

VOLCO: Ich kann mich noch gut erinnern, wie du dich in Tokio verändert hast. Es muss die düsterste Zeit deines Lebens gewesen sein. Nie warst du zufrieden. Wenn wir uns zu Tisch setzten, war dir das Fleisch immer zu zäh und der Wein zu sauer. Tags, Überzogst du dich stundenlang in dein Arbeitszimmer zurück.

TIZIANO: Stimmt, ich saß immer dort, las Zeitung und schnitt Artikel aus.

VOLCO: Das Gegenteil davon ...

TIZIANO: ... wie du mich immer erlebt hattest. Ja, so war das in .I ik 1)an. Die meiste Zeit verbrachte ich in meinem Arbeitszimmer, von dem aus ich nicht mehr die Pflanzen des Botanikers, sondern einen Parkplatz sah.

Und weißt was mein Spiel in Japan war? Die Börse! Ich spekulierte an der Börse. Das war das einzige Spiel, das es dort gab.

Und Japan war das einzige Land, in dem ich morgens in der Zeitung nicht als erstes die Titelseite las, um zu erfahren, was in der Welt geschehen war, sondern den Wirtschaftsteil aufschlug, um zu sehen, ob der Aktienkurs von Fujitsu gestiegen oder gesunken war. Das war so untypisch für mich, dass mich die Depression packte. Von mir war nur noch der Journalist und brillante Gesprächspartner übrig geblieben, der brav seine Rolle spielte, immer dieselbe. Wenn ich am 14. Juli, dem Nationalfeiertag Frankreichs, in die französische Botschaft ging, hatte ich schon nach fünf Minuten — „Ach, wie interessant!“ — die nächste Einladung zum Abendessen in der Tasche. Und auch da spielte ich die immer gleiche Rolle von Tiziano Terzani. „Als ich in Vietnam war ... „, und „In welche Richtung China sich entwickelt—“ Wenn ich am Ende des Abends dann aufstand, um mit Mama nach Hause zu fahren, war ich verzweifelt. Verzweifelt.

FOLCO: Doch, doch, ich verstehe, was du meinst. Aber ehrlich gesagt habe ich nie verstanden, warum du dich auf diese Rolle eingelassen hast. Warum bist du nicht einfach in eine andere geschlüpft? Warum hast du bei einer eurer unzähligen Einladungen nicht versucht, einfach mal still zuzuhören, was die anderen zu sagen hatten?

TIZIANO: Tja, so bin ich nun mal, das ist eine Schwäche von mir.

Bevor ich mir die hohlen Reden der anderen anhöre, erzähle ich Es wurde so schlimm, dass ich, als wir einmal in Europa waren, einen berühmten italienischen Psychiater aufsuchte, um ihn um ein Mittel gegen meine Depressionen zu bitten. Was für ein Morgen! Wie viele Tränen! Er war unglaublich nett, behielt mich stundenlang da, und ich erzählte ihm all meine Probleme, dass ich nicht einmal mehr das Telefon ertrug und alles andere. Am Schluss sagte er: „Wenn Sie unter Depressionen leiden, dann leiden alle Menschen darunter. Solche Probleme haben Tausende! Doch ich verstehe, dass Sie das manchmal nicht mehr aushalten. Dann nehmen Sie das hier.“ Und er gab mir eine Schachtel Prozac.

Von da an trug ich die Schachtel immer in der Tasche, auf der Reise von Fliegen ohne Flügel wurde sie zu meinem Talisman, und schließlich verfütterte ich die ganze Packung an Baoli, unseren alten, kranken Hund, der voll gepumpt mit Prozac glücklich entschlief.

Ich verließ das Land mit einem Gefühl des Scheiterns. Auch das war nicht leicht auszuhalten. Aber wer weiß, vielleicht gar es ja gar nichts zu verstehen? Und es interessierte mich wick nicht mehr. Irgendetwas an Japan war mir verschlossen geblieben.

VOLCO: Kannst du es auch heute nicht begreifen?

TIZIANO: Japan? Ich weiß nicht einmal mehr, wo es liegt. Schweigen. Nur manchmal kommt eine leise Sehnsucht nach einem Sushi in mir auf. Dann denke ich an die kalten Winterabende, an denen man in eines der hübschen kleinen Fischrestaurants trat, mit ihrem eigentümlichen Geruch ...

Die Naturgewalten von Kalischken

Von Arno Surminski

Es ist von einem Streit zu berichten, der ausgebrochen war zwischen dem Bauern Grigull und dem Finanzamt, ein Streit von solchen Ausmaßen, daß am Ende die unschuldige Kreatur darunter leiden mußte und die Naturgewalten von Kalischken und Umgebung Partei ergriffen. Das alles wegen lumpiger 95 Goldmark Erbschaftssteuer. Vor Jahren hatte der Bauer Grigull seiner Magd ein Kind besorgt, einen pungeligen Bengel, so einen richtigen Ratzke, der schon im Säuglingsalter die rote Nase seines Vaters trug. Bauer Grigull wußte, was sich gehörte. Er baute der Magd im Nachbardorf ein kleines Häuschen, überschrieb es auf den rotnasigen Bengel ... und hatte das getan, was in Kalischken „eine Pflicht“ genannt wurde.

Fünf Jahre später griffen die Naturgewalten zum erstenmal ein. Da versank der kleine Grigull, der in Wirklichkeit nach der Mutter Mischkar hieß, im kalten Moder des Dorfteiches, bekam anschließend Keuchhusten, vermengt mit einer starken Diphtherie, und schloß ein paar Tage vor Nikolaus für immer die Augen. Das Haus, das Bauer Grigull gebaut hatte, fiel an den edlen Spender zurück. So stand es im Vertrag. Bauer Grigull beerbte gewissermaßen seinen Sohn. Und darum die 95 Goldmark.

„Ja“, sagte der Mensch vom Finanzamt, Karus mit Namen, und hob belehrend den Zeigefinger. „Wenn das nun dein gesetzliches Kind gewesen wäre, Bauer Grigull, brauchtest du puscht zu zah-

len. Aber der Kleine hieß Mischkat und war nicht mit dir verwandt. Und das kostet 95 Goldmark. Das kommt davon, wenn man ungesetzliche Kinder macht.“

Was soll man dazu sagen? Es gab also gesetzliche und ungesetzliche Kinder, und der Unterschied ging dermaßen ins Geld!

Grigull grinste den Finanzbeamten Karus an. Er würde Zeugen bringen. Ganz Kalischken wußte Bescheid. Dieser Bengel war seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten gewesen. Na und die Magd Mischkat! Wenn die aussagte, wer ihr den Lorbaß gemacht hatte? Sein Junge war gezeugt und auf die Welt gekommen, wie das in Kalischken üblich ist, ein ganz normales Kind. Nichts daran auszusetzen.

Im Mai, als die Saat kniehoch stand, schickte Karus die erste Mahnung. Es gab damals noch keine Formblätter, und Karus schrieb ganz natürlich, wie jemand schreibt, der Geld haben möchte. Schrieb, in Kalischken müsse man nun langsam daran denken, die 95 Goldmark in die Stadt zu schicken. Vielleicht kann der Milchwagen das Geld mitbringen. Oder am Markttag kommt einer vorbei.

Die Antwort setzte der Dorfschullehrer für Grigull auf. Ein langer Brief, in dem der gelehrte Mann in wohlgesetzten Worten nachwies, wie es mit diesem Kind zugegangen sei. Alles normal und natürlich . . . bis zum leider viel zu frühen Ende.

Darauf schwieg das Finanzamt, denn vor der Ernte gab es in Kalischken kein Geld. Deshalb ließ Karus dem Bauern Grigull Zeit. Aber im Spätsommer war die Geduld aufgebraucht. Er schrieb

einen ärgerlichen Brief mit amtlichem Stempel und setzte eine Frist bis zum 10. September (alles rot unterstrichen). Auch war der Karus schon teurer geworden: 97 Goldmark und dreißig Pfennige verlangte er. Wenn du noch lange wartest, Grigull, kommt der auf hundert Mark!

Die Männer von Kalischken berieten über diesen Brief und beschlossen, auf die Unverschämtheit zu schweigen. So kam es, daß Karus bei schönem Wetter mit dem Fahrrad auf die Reise gehen mußte. In der umgehängten Tasche lagen ein Stapel Butterbrote und jener amtliche Vollstreckungsbefehl, der ihn ermächtigte, nun schon 99 Goldmark und zwei Dittchen von Bauer Grigull einzutreiben.

Ein lieblicher Tag. Die Natur wußte nichts von dem Unheil, das auf Kalischken zuradelte. Die Wege ließen Karus passieren, weder Dornen noch Kletten hefteten sich an seine Rockschoße; auch die Bienen summten geschäftig vor sich hin, ohne den einsamen Radfahrer auf den Feldwegen zu ärgern. Um die Mittagszeit kam Karus an, verzehrte im Straßengraben sein Butterbrot und radelte wohlgestärkt ins Dorf. Grigull saß gerade zu Tisch. Er lud den Finanzbeamten Karus zu Erbsensuppe mit Räucherspeck ein, aber der lehnte ab. Trank auch keinen Schnaps. Rauchte keine Zigarre. Nein, an den Kerl war nicht heranzukommen, der wußte, was sich für einen Beamten gehörte.

In feierlichem Ton machte Karus den Bauern mit dem Zweck seines Besuches bekannt, forderte ihn auf, ihm sämtliche Räumlichkeiten und Gegenstände von Wert zu zeigen. Doch in den

Bauernstuben von Kalischken hatte es noch nie etwas zu pfänden gegeben. Oder etwa jene wurmstichige Standuhr, deren Läutwerk Karus soeben überprüfte? Er war sich nicht sicher, ob er das alte Stück pfänden durfte. Denn es gab in Kalischken keine Kirchturmuhren. Nähme er dem Grigull die Standuhr, wüßte der überhaupt nicht mehr, was die Zeit geschlagen hat. Nein, wer in Kalischken pfänden will, geht in die Ställe!

Da stand gleich am Eingang eine Kuh, trug den Namen Klara, war mehr weiß als schwarz, ein gesundes, wohlgenährtes Stück Vieh. Das wäre etwas für den Fiskus, dachte Karus und musterte das Tier von hinten und vorne. Nun ist eine Kuh nicht zu pfänden, indem du ihr einen Kuckuck auf die Backen klebst. Die wirft sich damit in den Dreck, verschandelt das amtliche Siegel, und du kannst sie nicht einmal belangen. Nein, Karus fertigte ein Brett an, auf dem geschrieben stand, daß die Kuh Klara für das Finanzamt gepfändet sei. Während Grigull schweigend dabeistand, nagelte Karus das Schild über das Tier an die Futterkrippe. Setzte ein Siegel darauf. Fertig war die Pfändung.

„Darf eine gepfändete Kuh gemolken werden?“ fragte Grigull.
„Natürlich ! Und Futter muß sie auch haben. In vier Wochen wird sie abgeholt und auf dem Marktplatz der Stadt versteigert.“
So geht das also.

Es hätte Karus zu denken geben müssen, daß ihn auf dem Rückweg ein Gewitter überraschte. Es zog über den flachen Häusern von Kalischken auf, folgte dem Finanzbeamten beharrlich und erwischte ihn eine gute Viertelstunde vor der Stadt. Nicht nur, daß es ihn gründlich durchnäßte und einen halben Liter Wasser in die Aktentasche mit den wichtigen Papieren schüttete. Es verwandelte

auch den Weg in eine Schlammlandschaft.

Karus zog Schuhe und Socken aus, krepelte die Hosen hoch und watete — ein Bild des Jammers! — bis zu der festen Pflasterstraße in der Vorstadt.

Niemand wußte Genaues zu sagen, doch hielt sich seit Jahren das Gerücht, in Kalischken könnten die Kühe lesen. Vereinzelte Fälle, gewiß, aber für ein Dorf wie Kalischken, in dem es genug Menschen gab, die ihren Namen mit drei Kreuzen schrieben, eine erstaunliche Leistung. Karus hatte sein Schild schräg an die Raufe im Kuhstall genagelt, gut erkennbar für das stumpfsinnige Tier, das ohne Unterlaß auf die Schrift glotzte, jede Nahrung verweigerte, nur ein bißchen Wasser schlürfte und den Stall mit beleidigtem Gebrüll erfüllte. Tags darauf spannte Grigull an und fuhr so zeitig in die Stadt, daß er zu Beginn der Sprechzeit im Finanzamt ankam. Er stellte Karus eine Kanne auf den Schreibtisch, hob den Deckel und forderte Karus auf, über den Rand zu blicken. Kuhmilch. Die Morgenmilch der gepfändeten Kuh, so an die viereinhalb Liter.

„Habt ihr in Kalischken alle den Verstand verloren?!“ schrie Karus gereizt. „Natürlich könnt ihr die Milch behalten! Austrinken, weggeben, macht was ihr wollt!“ Aber Grigull weigerte sich, staatliches Eigentum in Butter zu verarbeiten. Nein, diese Kanne bleibt im Finanzamt, denn schon in der Schrift steht, daß du dem Kaiser geben sollst, was des Kaisers ist. Da es aber ungerecht wäre, wenn das Finanzamt nur die guten Früchte des gepfändeten Tieres erntet, ohne an den Abfall zu denken, schleppte Grigull einen Korb mit an die sieben Pfund frischem Kuhfladen in das Büro des Finanzbeamten Karus. Es stank zum Himmel.

Karus sank hinter seinem Schreibtisch zusammen und schloß die Augen.

„Das ist nicht weiter schlimm“, meinte Grigull begütigend. „Die Kuhscheiße wird von Tag zu Tag weniger. Seitdem die Kuh das dämliche Schild vor Augen hat, frißt sie nämlich nicht mehr. Noch ein paar Tage, dann kehrt sie die Beine nach oben.“

Karus nahm das mit der hungernden Kuh nicht ernst. Aber zwei Tage später erschien der Dorfschullehrer bei ihm und schilderte in bewegten Worten das bevorstehende Ende der Kuh.

„Das ist Tierquälerei, Herr Karus!“ schloß er und verließ empört die amtlichen Räume.

Es half nichts, Karus mußte noch einmal nach Kalischken radeln um nach dem Rechten zu sehen. Auf dieser Fahrt zeigte es sich, wie gefährlich es ist, mit Kalischken in Streit zu geraten. Das begann schon an der Gemarkungsgrenze. Da platzte der Ballonreifen des Fahrrads, und während Karus im Gras saß und den Schlauch flickte, stach ihn eine Biene, na man kann sich schon denken, wohin.

Ein Weidenbaum hatte seinen armdicken Ast wie eine Barrikade über den Weg gelegt, zwang Karus zu einem Schlenker durch ein schmutziges Rübenfeld. Vor den ersten Häusern von Kalischken lauerte ein heimtückischer Ganter, der mit gesenktem Schnabel hinter den radelnden Hosenbeinen des Karus herrannte. Ein aufgeplusterter Truthahn versperrte den Weg zu Grigulls Hof, attackierte heftig das Fahrrad und den sich dahinter verschanzenden Karus. Fürchterlich riß der Hofhund an der Kette, es war das Schlimmste zu befürchten.

Kurzum: Kalischken war nicht gut zu sprechen auf den Finanzbeamten Karus.

Aber nun erst der Kuhstall. Am Kopfende der gepfändeten Kuh stand der Bauer mit seinen Knechten und Nachbarn. Bedenkliche Gesichter. Lange machte sie es nicht mehr.

Karus sagte kein Wort. Er drängte die Umstehenden zur Seite und bot der Kuh frisches Gras an, das er vorsorglich unterwegs gerupft hatte. Aber das Tier machte das Maul nicht auf. Na, wie ist es mit einem Rübchen? Es ist nicht zu glauben, aber die Kuh schüttelte heftig den Kopf! Und auch das Heu, das Karus eilig vom Stallboden holte, verweigerte das uneinsichtige Tier.

Ratlos stand er vor der Kreatur. Da traf es sich gut, daß Grigull eine Flasche entkorkte und mit einem Becher auf den verstörten Karus zukam.

„Es ist wie ein Wunder“, brummte er und stieß mit Karus an. Zufällig kam auch der Dorfschullehrer vorbei, um sich nach dem Befinden des Tieres zu erkundigen. Er werde, so erklärte er laut, einen Bericht schreiben und an die Akademie in Königsberg schicken. Eine Kuh, die die Nahrung verweigert, weil sie gepfändet ist, das hat es noch nicht gegeben!

Bauer Grigull schenkte nach.

Was soll man da machen? Karus nahm auf dem Melkschemel Platz und versank in dumpfes Brüten.

Ob ein Tierarzt helfen könnte?

Auch bastelte er in Gedanken an dem Plan herum, die Pfändung der Kuh aufzuheben, dafür aber Grigulls Zuchteber zu versteigern. Doch immer, wenn dieser Plan Gestalt annehmen wollte, kam Grigull und schenkte nach.

Am Nachmittag gegen halb drei überwand Karus alle amtlichen

Bedenken und erklärte die 95 Goldmark einschließlich Verzugskosten für niedergeschlagen. Wegen Geringfügigkeit. Der Dorfschullehrer hatte, wie sich das für einen schriftgewandten Menschen gehörte, Papier und Bleistift zur Hand und schrieb auf, was zu einem guten Ende führen sollte. Auch bestand Grigull darauf, daß die Schande seines Kindes aus der Welt käme. So unterschrieb der Finanzbeamte Karus am Nachmittag gegen halb drei im Kuhstall des Bauern Grigull, daß es bei Zeugung und Geburt jenes zu früh verstorbenen Sohnes in jeder Beziehung mit rechten Dingen zugegangen sei und es nichts, rein gar nichts gebe, das das Finanzamt berechtigen könnte, für jenen Akt 95 Goldmark zu verlangen. Kalischken war versöhnt. Das Sonnche schien, und die Kuh begann zu fressen. Die Wege trockneten, die Bienchen summten, und der Ganter schnatterte friedlich. Bauer Grigull führte die Gesellschaft in die gute Stube zum hergerichteten Essen. Und gegen abend fuhr er den Finanzbeamten Karus – der schlief neben seinem Fahrrad hinten auf dem Klapperwagen – zurück in die Stadt.

Seit jenen Tagen haben die Bauern von Kalischken ein, na man kann sagen herzliches Verhältnis zu ihrem Finanzamt. Wenn Grigull in die Stadt fährt, läßt er die Pferde vor dem roten Ziegelbau halten, zieht freundlich die Mütze und grüßt zu den von wildem Wein umrankten Fenstern, hinter denen der Finanzbeamte Karus darüber nachsinnt, warum die Kühe von Kalischken lesen können.

Aus: Arno Surminski „Aus dem Nest gefallen“

Der Geist der Mirabelle

Geschten aus Bollerup

Von Siegfried Lenz

Bollerup ist kein vergessenes Dorf. Es liegt weder im Rücken der Geschichte noch in der geographischen Abgeschlossenheit, die der Idylle ,bekömmlich ist. Es ist ein Dorf von heute: offen, erreichbar, von reisenden Vertretern erobert, von Versandhäusern generalstabsmäßig mit dem letzten Wunschkatalog bedient. Die Filme, die hier gezeigt werden, laufen auch gerade in der Stadt. Die Informationen aus Brüssel sind so neu, daß sie nur die alte Weißglut bestätigen können. Was die Mädchen tragen, wird zur gleichen Zeit in München, in Köln, in Kopenhagen spazierengeführt.

An Sonntagen, da zeigen allenfalls Hände und Gesichtsfarbe der Einwohner, daß hier Land ist, und vielleicht noch die Autos, die pfleglicher behandelt oder seltener benutzt werden als in der Stadt. Die eingeführten, die derben Indizien für Land und Landleben sind jedenfalls sehr gering geworden.

Und die fünfzehn Sommer, die ich in der Nachbarschaft von Bollerup gelebt habe, weisen mir, wie entschieden die äußerlichen Unterschiede zwischen Land und Stadt aufgehoben bzw. verwischt wurden.

Dennoch: von einer vollkommenen Angleichung kann man nicht sprechen. Es gibt etwas in Bollerup, das nur ihm und – in der Verlängerung — dem Land gehört: eine eigentümliche Erlebnisfähigkeit und eine spezifische Art, auf Erlebtes zu reagieren. Einen Beweis dafür liefern die Geschichten, die hier umgehen oder die nur

hier möglich wären. In seinen Geschichten bewahrt sich Bollerup seine Eigenart, seinen verbogenen Charakter, meinetwegen: sein zweites Gesicht. Mir scheint, sie haben so viel eingrenzenden und bezeichnenden Wert, daß man sie auch Geschichten vom Lande nennen könnte. Doch das wird den Bollerupern gleichgültig sein: ich meine allerdings nicht die Eiwohner des bekannten Bollerup, sondern die aus einem anderen Dorf gleichen Namens, nördlich von Kiel gelegen bzw. südlich von Aabenraa.

Hintergründe einer Hochzeit

In Bollerup, Nachbarn, gab es einen Bauern, der hieß Sven. Dieser Sven Feddersen, ein langarmiger Mann mit schleppenden Bewegungen, mit wäßrigen Augen und dem Hals eines ausgewachsenen Truthahns, war, solange man denken konnte, begehrt: Erbe eines ansehnlichen Hofes, Besitzer des Mischwaldes, Eigentümer von Wiesen, Wasserläufen und Feldern, auf denen regelmäßig Steinäxte gefunden wurm, schien es ihm an nichts zu mangeln - außer an einer Frau. Da gab so manche, die sich ihm an die Seite dachte, womöglich in seine bedächtigen Arme; doch Sven entging allen Fallen, ließ sich in keinen Hinterhalt locken, beschied alle unmißverständlichen Aufforderungen sermaßen abschlägig.

Man kann sich daher unser Erstaunen vorstellen, als er sich eines Tages, im Alter von siebenundfünfzig, verlobte. Seine Wahl war auf eine gewisse Elke Brummel gefallen, eine zarte, aber zähe Person, die beliebt war wegen ihrer Fähigkeit, Unterhaltungen wortlos zu bestreiten, alles Wesentliche durch Nicken zu sagen.

Kaum war das bekannt, da erkundigte man sich nach dem Termin der Hochzeit, und Sven gab zu verstehen, daß die Hochzeit, seiner Meinung nach, im Herbst stattfinden werde, nach der Ernte. Da niemand an seiner Auskunft zweifelte, sah jedermann in seiner Verlobten bereits eine Elke Feddersen.

Doch der Herbst kam und ging vorüber, ohne daß die Hochzeit stattgefunden hätte. Fragte man Sven, warum die Hochzeit ausgefallen war, so sagte er einfach, wegen des Todes eines Onkels, und dieser Grund wurde anerkannt.

In darauf folgenden Jahr nun starb kein Onkel, und wer geglaubt hatte daß die Hochzeit diesmal stattfinden würde, der sah sich getäuscht: der Herbst kam und ging vorüber, und der Zustand, in dem sie beide befanden, war nach wie vor der von Verlobten. Man konnte beobachten, wie die beiden einander zufällig auf dem Hünengrab begegneten, auf dem Feld oder auf der Straße, man konnte zur Kenntnis nehmen wie sie ein Weilchen miteinander schwiegen, mehr war ihren Begegnungen nicht zu entnehmen. Da verriet nichts, daß man sozusagen füreinander versprochen war; kein Zwinkern, kein Winken und recht kein Wort.

Nun ist es wirklich nicht allein die Geschichte, die mich zwingt, Herbst auf Herbst verstreichen, das Verlöbniß dauern zu lassen.

Sven Feddersen verhielt sich einfach, als sei ihm seine Verlobung mit Elke Brummel, entfallen, denn fünf-, sechs-, achtmal kam der Herbst, und eine Hochzhzeit fand nicht statt.

Die Leute in Bollerup, sie waren schon der Meinung, daß Sven

sein Leben als Verlobter beschließen wollte, und hier und da vergaß man sogar, daß er überhaupt verlobt war.

Man behandelte ihn allmählich, wieder wie einen Ledigen, und das gleiche geschah mit Elke Brummel, die, zart, aber zäh, den Hof ihres Bruders zu beaufsichtigen half.

Plötzlich, nach neun ereignislosen Herbstern, geschah, was mehr erwartet hatte:

Sven Feddersen ließ einen Termin für seine Hochzeit bekanntgeben; ließ aber nicht nur den Termin bekanntgeben, sondern lud sogleich zweihundertvierzehn Personen, wovon, hundertachtundneunzig Feddersen hießen, in den Mühlenkrug, um mit ihnen die Hochzeit zu feiern.

Da war Bollerup — nun, sagen wir mal, tief verblüfft; aus einer Spannung entlassen, seufzte man - am beeilte sich, die geforderte Summe abzuzählen, denn obwohl eingeladen, mußte jeder, wie es in Bollerup üblich ist, die Rechnug selbst bezahlen.

Die ländliche Hochzeit fiel auf einen Sonabend, und nach der Trauung fand sich die Gesellschaft im Gasthaus ein, wo man sich an langen Tischen niederließ und zu Ehren des späten Hochzeitpaares folgendes aß: saure Heringe, gebratenen Aal, gebratene Seezungen, gebackenes Huhn, geschmorte Koteletts, panierten Speck, ein Stück vom Hasen, Wurstplatten, Platten mit Schinken und kalter Schweineschulter, dazu Brot, Kartoffeln und Gemüse, danach Eis und Käseplatten.

Hatte zunächst, während des Essens, noch hier und da jemand das Wort genommen, so entstand, erstaunlich und belastend, eine be-

fremdlichere Stille, die jeder spürte, die jedem zusetzte, und mein Schwager will wissen, daß diese Stille nur deshalb entstand, weil jeder darüber grübelte, warum das Verlöbniß neun Jahre gedauert hatte.

Insbesondere grübelte man deshalb darüber, weil das betagte Brautpaar, alles in allem, einen ausgeglichenen, zufriedenen Eindruck machte, sich aufmerksam die Kartoffeln zuschob, mitunter auch nachdenklich zunickte; und dabei fragte man sich natürlich, warum mit dies Bild nicht bereits vor neun Jahren hatte wahrnehmen und genießen können.

Der Druck der Stille wurde so groß, daß einige Feddersens es als Erlösung ansahen, als eine Kapelle aus Flensburg, die sich selbst - blauen Jungen« nannten, mit ihrer Tätigkeit begann.

Sven und Elke tanzten zuerst, und dann tanzten die andern, und ich könnte jetzt beschreiben, wie der Tanz sich ausnahm - im Verhältnis zur Musik könnte auch erwähnen, was mit dem überflüssigen Essen geschah, doch das und so manches andere interessiert nur die Betroffenen.

Ich möchte nur zugestehen, was von überregionalem Interesse ist und wäre zu sagen daß Sven Feddersen keine Einladung zum Schnaps auslug, an die neunzig; Mal anstieß und sich deshalb kostenlos an neunzig Schnäpsen labte.

Das hatte zur Folge, daß er mittheilsam wurde, zuerst mit den Händen, die er hier und da fallen ließ, Morgen auch mit dem Mund, und auf einmal, so berichtet mein Schwager, verschaffte sich jemand Luft, wollte sich gleich dazu Gewißheit verschaffen; und

er ging – ich glaube, es war der Friseur, Hugo Feddersen zum Bräutigam.

Stellte sich einfach vor ihn und fragte: „Warum, Sven Feddersen, hat Verlobung neun Jahre gedauert?“

Darauf soll Sven gezwinkert ,und dann gesagt haben: „Als mein Onkel starb, da hinterließ er mir einen ganzen Keller voll Johannisbeerwein. Es gibt nichts, was ich so gern trinke wie dieses Zeugs. Nachdem ich die erste Flasche probiert hatte, sagte ich mir: heiraten kannst du, wenn der Keller leer ist; denn so ein Tröpfchen, das trinkt man besser allein.“

In diesem Heft

- 3 Die Eisenbahnstrecke Rudczanny-Sensburg
 Von Ewa Dulna

- 6 Richticnie zidzi szie tlo сэrcэм / Man sieht nur
 mit dem Herzen gut
 Von Uwe Hahnkamp

- 11 „CHARLATAN” – AGNIESZKA HOLLANDS
 NEUER FILM
 Von Arkadiusz Łuba

- 15 „Verschwindende Klimas Masurens“
 Von Ewa Dulna

- 18 „Das Ende ist mein Anfang“ - Japan
 Von Tiziano Terzani

- 27 Die Naturgewalten von Kalischken
 Von Arno Surminski

- 35 Geschichten aus Bollerup
 Von Siegfried Lenz

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel. der Masurischen Gesellschaft und der "Masurischen Storchentpost": (89) 527 29 05 , 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo, Ewa Dulna, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchentpost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: (für das Inland, w kraju):

84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDruk, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, vom Ministerium des Inneren und Verwaltung der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, Ministerstwo Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Die Photo-Ausstellung „Verschwindende Klimas Masurens“ von Waldemar Bzura

Foto: Grzegorz Zawrotny S. 15



František (Schauspieler Juraj Loj), Regisseurin Agnieszka Holland und Jan Mikolášek (Schauspieler Ivan Trojan), fot. © Arkadiusz Łuba S. 11